



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Notizen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Männer einigermaßen; im Hintweggehen versagte sich Barreto aber doch nicht zu murmeln: Wäre es nicht schöner gewesen, wenn wir die Ziegenhirtin dort oben, dicht bei ihrer Hütte, begraben hätten, wo das hohe Gras über ihren kleinen Hügel wüchse und nur der Bursch, der Pero, und in Jahren einer von uns hinkäme, um der guten Kleinen zu gedenken? Camoëns nickte dem Freunde beistimmend zu, allein seine Gedanken waren schon nicht mehr bei Joana und ihrem Grabe. Er hatte an einem Fenster des Klosterflügels, der an den Friedhof stieß, ein bleiches Gesicht mit dunkeln Augen bemerkt, und König Sebastian's Kaplan wohl erkannt. Barreto hatte denselben zum Glück nicht gesehen und deutete auf dem Zurücktritt nach Cintra die düstere Schweigsamkeit des Freundes lediglich auf die Trauer um den Tod der jungen Hirtin.

Auch der Nachmittag, an dem sich beide Freunde in Daz' Herberge stattlich rüsteten, um am Trauergepränge für den Marschall des Christusordens teilnehmen zu können, brachte nichts von dem Unverhofften, Plötzlichen, dem Camoëns in träumerischer Befangenheit entgegenharrte. Wohl war der Unterschied und der Gegensatz zwischen Morgen und Nachmittag groß, statt des stillen, grünen Hochthals und des einsam liegenden Klosters mit seinem Friedhofe die Umgebungen des Schlosses und die Straßen Cintras, beide vom wildesten Getümmel und drängenden Massen erfüllt, statt der dürftigen Bestattung der Glanz und Pomp einer großen Trauerfeier. Doch Camoëns hatte ja gestern genug von dem Gepränge vernommen, mit welchem die Leiche des greisen Marschalls von dem kleinen Schlosse herab und zu der Kapelle auf der Straße nach Vissabon geleitet werden sollte, an der die Ritter des Christusordens ihr geschiednes Oberhaupt erwarten und dasselbe nach ihrer Begräbniskirche in der Hauptstadt überführen würden. Er hatte im voraus gewußt und mit Barreto besprochen, daß der König und sein Hofstaat dem Sarge Pachecos bis zu der Übergabestelle folgen würden, hatte sich selbst vergewissert, wo sein Gastfreund und wo er selbst in dem Zuge ihren Platz finden könnten. Und nun er in der Masse der Leidtragenden untertauchte und seine Stelle in einer Gruppe von Edelleuten fand, die gleich ihm erst kürzlich am Hofe vorgestellt und dennoch alle viel jünger waren als er selbst, da fühlte er vollends, daß Herz und Sinn nicht bei diesem feierlichen Prunk seien.

(Fortsetzung folgt.)



## Notizen.

Die Leipziger Messen sind in schnellem Rückgange begriffen. Das ist zwar nichts neues, man weiß es schon seit Jahren, aber noch nie ist es so auffällig hervorgetreten wie bei der diesmaligen Ostermesse. Wo früher in der ersten Messwoche, der sogenannten Engroswoche, ganze Straßen, Haus für Haus, alle

Stockwerke, alle Läden, alle Hausfluren von Messfremden in Anspruch genommen waren, merkt man heute kaum eine Veränderung des gewöhnlichen Geschäftstreibens. Zwei oder drei Tage ist etwas lebhafterer Verkehr in den Straßen, der Leipziger ist dann genötigt, auf dem Straßenpflaster neben den Droschken herzulaufen, weil die Herren Messfremden das Privilegium für sich in Anspruch nehmen, ihre Geschäfte vor den Ladenthüren auf dem Bürgersteig zu erledigen, wo sie von früh bis abends rauchend und schwadronirend herumstehen; aber nicht die Hälfte der Läden mehr wird von Messfremden begehrt, auf der Hainstraße, der Katharinenstraße, dem Brühl, der Fleischergasse, wo früher in der Engroswoche ein geradezu lebensgefährliches Gewühl herrschte, ist jetzt kaum der dritte oder vierte Laden mehr an Messfremde vermietet, in allen übrigen bleiben auch während der Messe die gewöhnlichen Ladeninhaber. Denselben Rückgang zeigen natürlich auch die Wohnungsvermietungen. Früher mieteten vielfach kleine Handwerker große, geräumige Wohnungen in der innern, alten Stadt und saßen dort das ganze Jahr über fast mietfrei, weil allein die Messvermietungen ihnen fast den Mietzins für das ganze Jahr wieder einbrachten; sie hatten während der Messe kaum ein Stübchen für sich übrig, sodaß der Volksmund wohl sagte: der richtige Leipziger wohnt während der Messe in seinem Kleiderschrank und schläft in seiner Kommode. Dazumal ist heute nicht mehr zu denken. Hunderte von früheren Messwohnungen finden jetzt keine Abnehmer mehr, und so sind selbst die Mietpreise der Wohnungen in der innern Stadt zum Teil zurückgegangen. Weit stiller aber noch als in der Engroswoche ist es in den drei Wochen geworden, die auf die Engroswoche folgen und in denen der Kleinhandel in den Buden beginnt. Sie sind zu einem wahrhaft tristen, langweiligen Jahrmarkt geworden, dem man gar keine größere Wohlthat erweisen könnte, als wenn man ihm zwei Drittel seiner Dauer abschneide, um den dürftigen, jetzt durch drei Wochen sich hinschleppenden Verkehr in eine Woche zusammenzudrängen.

Nur in einem Punkte sind die Leipziger Messen sich gleich geblieben, darin nämlich, daß die unangenehme Zugabe derselben, die Schaubudenmesse mit dem ganzen Greuel ihrer leiernden Caroussells, ihrer hanzwurstigen Ranschbudenausschreier, ihrer duftenden Bürstel-, Kaffee- und Kuchenbuden, ihrer staubigen, von umhergewehten Papiersegen umringten Pfefferkuchen- und Apfelsinenstände, sich genau noch auf derselben Stelle befindet wie vor zweihundert Jahren und darüber, nämlich „vor dem Petersthor,“ nur mit dem Unterschiede, daß dieser Platz damals eben draußen vor der Stadtmauer lag und von den Leuten aufgesucht werden mußte — „Um das Rhinoceros zu sehn, beschloß ich auszugehn, ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,“ schrieb Gellert 1747 —, während er heute in der Stadt liegt und es tausende von Menschen giebt, die auf ihrem Berufs- oder Geschäftswege täglich viermal mitten durch diese Nasen-, Ohren- und Augenweide hindurch oder dicht dabei vorüber müssen, sie mögen wollen oder nicht, ganz zu schweigen von den beklagenswerten „Adjazenten“ des betreffenden „Trakts.“ Das unangenehmste bei diesem ganzen Treiben ist wohl die Unsauberkeit, die auf den Straßen und Plätzen entsteht. Es scheint zwar überhaupt zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der Buchhändlerstadt zu gehören, daß sie die billigste Makulatur erzeugt, und daß infolgedessen das ganze Jahr über, selbst an den Sonntagen, trotz eifrigster Straßenreinigung, auf allen Straßen und Plätzen, auf den Promenadenwegen, auf den Rasenplätzen, unter Büschen und Bänken die Papiersegen umherliegen. Was man aber während der Messe in diesem Punkte zu sehen bekommt, spottet jeder Beschreibung. Auf den Straßen und Wegen am Roß- und Königsplatz kann man schon wenige

Stunden nach dem Kehren wieder förmlich in Papierfetzen (und neuerdings auch Apfelsinenschalen) waten. Der größte Teil des Publikums sieht das garnicht, so sind die Augen durch die jahrelange Gewohnheit dagegen abgestumpft. Die Messe begünstigt diesen Unfug ganz entschieden. Aus der Messe aber schleppt er sich dann das ganze Jahr über fort. Wenn die Leipziger Schaubudenmesse, die ihresgleichen nur noch in der berühmigten Dresdner Vogelwiese und in jenen Ansammlungen hat, wie sie auf kleinstädtischen Jahrmärkten und Vogelschießen sich zu bilden pflegen, heute auf einen ähnlichen Platz im Verhältnis zur Lage und Ausdehnung der Stadt verwiesen werden sollte, wie vor zweihundert, ja selbst noch vor hundert Jahren, so müßte sie hinausgelegt werden auf die Felder zwischen Leipzig und Connewitz, da wo 1863 das Turnfest, oder auf die Rennwiese, da wo 1884 das deutsche Bundesschießen abgehalten wurde. Dahin gehört sie heute — und hiervon ist auch der Zirkus mit seinem Stallbust nicht auszunehmen, dem zuliebe viermal im Jahre das Erdreich des Königsplatzes aufgewühlt und wieder zugewühlt wird —, dort mag sie auffuchen, wer Lust und Zeit hat. Aber aus der Stadt sollte doch dieser klägliche und widerwärtige Rest einer längst vergangenen Zeit je eher, je lieber beseitigt werden.

Wir hoffen das Beste von der erfreulichen Entwicklung, die das ganze Stadtbild Leipzigs im Laufe des letzten Jahrzehnts auf der Bahn der Ordnung und Schönheit genommen hat und noch immer nimmt. Große Summen sind aufgewandt worden, um die lange vernachlässigten Straßenzüge der Stadt in einen anständigen Zustand zu setzen, neue Promenadenanlagen sind in Menge geschaffen, neue Baumreihen angepflanzt worden, die öffentlichen Denkmäler der Stadt erfreuen sich einer Pflege, die manche andre Stadt sich zum Muster nehmen könnte, zahlreiche stattliche Neubauten sind entstanden und haben häßliche oder unscheinbare Häuser aus alter Zeit verdrängt, und was das wichtigste ist, der Augustusplatz — der Stolz und die Freude Leipzigs — ist im Begriff, nach einer jahrzehntelangen Periode des Werdens jetzt vielleicht auf Jahrhunderte hinaus seine abschließende Gestalt zu erhalten: das ehemals so kahle, nüchterne Postgebäude hat nachträglich ein reicheres, vornehmeres Gewand bekommen, das städtische Museum hat einen großartigen Erweiterungsbau und gleichzeitig eine glänzende Umgestaltung seiner Fassade erfahren, im August, spätestens im September wird vor dem Museum ein prachtvoller Monumentalbrunnen zum erstenmale seine Wasser sprudeln lassen, und übers Jahr am Sedantage wird vielleicht, wenn es gelingt, die in der Platzfrage noch widerstreitenden Stimmen in letzter Stunde zu einigen, diesem Brunnen gegenüber, vor dem Theater, das Siegesdenkmal Leipzigs sich erheben, nächst dem auf dem Niederwalde wohl das herrlichste Siegesdenkmal ganz Deutschlands. Auf diesem Augustusplatze, dem Augustusplatze des Jahres 1887, zwölf Wochen lang im Jahre Messbuden mit der ganzen daran hängenden unappetitlichen Wirtschaft, wie man sie eben jetzt wieder beobachten kann? Es ist undenkbar, ganz undenkbar.

Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Unter diesem Titel hat Adolf Wohlschlag eine Biographie Georg Kerners veröffentlicht (Hamburg, Leop. Voss, 1886). Die eignen schriftstellerischen Versuche des am 7. April 1812 in Hamburg, fern von der geliebten schwäbischen Heimat, gestorbenen Arztes hätten sein Andenken bei der Nachwelt nicht bewahrt, aber Justinus Kerner, der Freund der Scherin von Prevorst und gastfreie Sänger von Weinsberg, hat durch sein berühmtes Bilderbuch aus seiner Knabenzeit dafür

gefordert, auch das Bild seines weniger berühmten älteren Bruders in lebhafter Erinnerung zu erhalten. Auf Grundlage der Schilderung im Bilderbuche hat jüngst Wilhelm Lang im ersten seiner Hefte „Von und aus Schwaben“ (Stuttgart, 1885) „aus Georg Kerners Sturm- und Wanderjahren“ erzählt. Ihm wie andern scheint es jedoch entgangen zu sein, daß Justinus Kerner nicht eben immer als strenger Biograph, sondern als Dichter erzählt, der sich bei seiner Darstellung, ähnlich wie Goethe in Dichtung und Wahrheit, vielfach von künstlerischen Rücksichten leiten läßt. Wohlwill dagegen ist als vorsichtiger Kritiker an des Dichters Darstellung herantreten und hat, gestützt auf zahlreiche Familienpapiere, Briefe und archivalische Mitteilungen, eine historisch getreue Darstellung von Georg Kerners Lebensgang gegeben. In einem umfangreichen Anhange teilt er Briefe und andres Material mit, welches die Grundlage seiner Biographie bildet.

Georg Kerner, eine grundehrliche, rein idealistische Natur, erscheint als ein typischer Vertreter der in Rousseaus Lehren aufgewachsenen, für Freiheit und Weltbürgertum begeisterten deutschen Jugend der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Gleich Schiller in der hohen Karlschule aufgewachsen, deren Wesen er in einem auch für den Schiller-Biographen höchst wertvollen Fragmente zu charakterisieren sucht, begeisterte sich der Knabe und Jüngling eben unter dem despotischen Drucke für einen abstrakten Freiheitsbegriff, den er in der Folge, als er in Straßburg seine medizinischen Studien fortsetzen sollte, in der französischen Konstitution von 1789 verwirklicht glaubte. Gleich Forster und manchen andern zog es auch den jungen Kerner (geb. 1770) nach Paris. Er schloß sich der Gironde an und kämpfte an dem verhängnisvollen Augusttage für seinen konstitutionellen König. Trotz aller Erfahrungen glaubte er nach dem Sturze Robespierres und dann von neuem nach Bonapartes erstem Staatsstreich an den Sieg seiner Freiheitsideen. Er leistete der französischen Regierung manche Dienste, begleitete dann Reinhard, den spätern Freund Goethes, als Sekretär auf seinen verschiedenen Gesandtschaften in Norddeutschland, Italien, der Schweiz. Es war ihm aber unmöglich, gleich Reinhard sich zum Franzosen umzubilden. Er wünschte den Franzosen den Sieg über die Deutschen, nicht etwa aus Freundschaft für die Franzosen, sondern in der Hoffnung, daß eine im Gefolge dieser Siege in Deutschland ausbrechende revolutionäre Bewegung sein Freiheitsideal verwirklichen werde. Nicht die Franzosen, nur die Deutschen hielt er dazu fähig, wären die Deutschen erst frei, so würden sie die Lehrmeister ihrer Freiheit schon zurückweisen können. Es ist selbstverständlich, daß Kerner bei dieser Gesinnung nicht der Regierung des ersten Konsuls sich anschließen mochte. Schon während der ägyptischen Expedition hatte er den Enthusiasmus für Bonaparte nicht mehr geteilt. 1800 faßte er nach einer Unterredung mit dem ersten Konsul sein Urteil in die Worte zusammen: „Großer, von Europa und der Nachwelt besungener Held! Auch du bist worden nichts und wirst werden nichts, als ein Mensch, der nicht gethan hat, was er hätte thun können, und nicht geworden ist, was er der ganzen Welt hätte werden können.“ Ende 1801 verließ Kerner den französischen Dienst und begann, nachdem er in Kopenhagen seine medizinischen Kenntnisse von neuem befestigt hatte, in Hamburg eine ausgedehnte ärztliche Wirksamkeit zu entfalten. Nach der Schlacht von Jena suchte er seine alten Beziehungen zu französischen Machthabern zu Gunsten der Hansestädte zu verwerten. Straßund verdankte wahrscheinlich nur seinem Eingreifen die Abwendung der Gefahr einer allgemeinen Plünderung. In kleinem Kreise und in seinem ärztlichen Berufe wirkte Kerner bis in seine letzten Tage mit aufopferndstem Eifer fort, allein im Innern fühlte er sich durch das Fehl-

schlagen seiner politischen Ideale gebrochen. Er erkannte seinen Irrtum, daß er von Frankreich Heil für sein deutsches Vaterland gehofft hatte. Der Despotismus der kleinen deutschen Fürsten, der ihn zum Anhänger der französischen Revolution gemacht hatte, trieb gerade unter Napoleons Schutz seine üppigsten Blüten. Kerner glaubte nicht an den Bestand dieser Herrschaft der Lüge; er feierte Schill als den neuen Götz von Verlichingen. Selbst noch eine Wendung zum Bessern zu erleben, verzweifelte er. Ein Jahr nach seinem Tode trat sie ein.

Wir müssen Georg Kerners Leben ein tragisches nennen. Voll starker, edler Absichten, reinsten Willens, politischen Eifers, der aber reifer Einsicht gänzlich entbehrte, müssen wir ihn als ein Opfer der verrotteten Verhältnisse des alten Reiches beklagen, die keinen nationalen Sinn aufkommen ließen und gerade die Wohlmeinenden in falsche Bahnen treiben mußten. Und so verdient er es wohl, daß zur Belehrung und Mahnung sein Leben und Schicksal einem unter glücklicheren Zeichen aufstrebenden Geschlechte in Erinnerung gebracht wird.

M. K.



## Literatur.

Guitarrenklänge. Volks- und volkstümliche Lieder Spaniens. Uebersetzungen, nebst Anhang einiger Gedichte von Günther Walling. Leipzig, Friedrich, 1886.

Eine anmutige und unterhaltende Lieder Sammlung, die es verdient, ein warmes, empfehlendes Wort mit auf den Weg zu bekommen. Der Uebersetzer hat mit vielem Takt und Geschick aus den zahlreichen spanischen Liedern, welche im Volke, zumeist auch mit Musik- und Tanzbegleitung, gesungen werden, diejenigen herausgesucht, welche für das Land charakteristisch sind. Es sind in weit überwiegender Anzahl vierzeilige Strophen, die ein Ganzes für sich bilden: Empfindungsfragmente oder, noch häufiger, Epigramme, die sehr lebhaft an die „Schnaderhüpfel“ unsrer Alpenbewohner erinnern, z. B.:

Wie der Matador den Stier  
Mit dem Mantel lenkt beim Fechten,  
Also lenkt die Frau den Mann  
Mit dem Fächer in der Rechten.

Diese „Copla“ ist aus der Abteilung der „Jocosas“; die andern Abteilungen sind die der „Amorosas,“ „Tristes,“ „Sentenciosas,“ „Religiosas,“ „Figuras,“ und man kann diese Liederchen nicht besser charakterisiren, als es der Uebersetzer in dem schönen Vorwort „Aus der Ferne“ gethan hat:

Der Gestalten Reiz zwar fehlt,  
Doch ein jedes ist besetzt  
Von des Volkes Lust und Schmerzen . . .  
Einige sind leicht wie Luft,  
Sitz wie Südens Blumenduft,  
Schmetterlinge hell und bunt  
Flattern sie von Mund zu Mund;  
Andre treiben Scherz und Pöffen,  
Gleichen kleinen Wurfgeschossen,  
Die die Haut wohl manchmal ritzen,

Aber mehr als treffen, blitzen;  
Die, wie fernes Glodenläuten,  
Sind gemacht für sinn'ges Deuten,  
Flüchtend aus der lauten Menge,  
Hauchend leise Grabgesänge.  
Doch ob heiter oder trübe,  
Ueberall ein Herz volle Liebe,  
Ueberall ein Geist voll Klarheit  
Und ein Wort voll schlichter Wahrheit.